Hasenfuß.

Novellette von D. Zilcken.

Es war acht Uhr morgens. Durch das offene Fenster drang die würzige Waldluft und die Sonne eines hellen Maimorgens. Die Frau Oberförster übersah den einladend gedeckten Frühstückstisch, ordnete Messer und Gabeln noch zierlicher, stellte noch eine Schale mit Honig hin und setzte sich, eine Stickerei in den Händen, wartend an ihren Nähtisch.

Nicht lange, so knarrte das Hoftor. Ein bräutliches Lächeln flog über das Gesicht der Frau, die zart und fein wie ein Mädchen war. Nun wurden auf der Steintreppe schwere Männertritte und Hundegekläff laut; die Zimmertür wurde aufgerissen, der Oberförster, begleitet von seinem „Mentor", stand in der Stube. Er trug ein Gewehr auf der Schulter, ein zweites in der Hand.

„Guten Morgen, Irma," grüßte er seine Frau und lehnte die beiden Büchsen rechts und links an einen Stuhl. „Ist kein Schuß drin!" sagte er dabei, etwas verächtlich, weil er sah, daß Irma ängstlich hinüberblickte.

„Wir haben ihn," sagte er dann vergnügt.

„Den Bock?" frug Irma.

„Den auch — war leider schon geschossen — aber den Wildschützen haben wir. Es war, wie ich dachte: Brandes."

„Den hast du — totgeschossen?" fragte Irma zögernd, gefaßt, etwas Schreckliches zu hören.

Der Oberförster mußte lächeln.

„Na, so schlimm sind wir nicht mit ihm umgesprungen, aber wir haben ihm das Fell ordentlich gezaust, was Mentor?"

Jäger und Hund blinzelten einander verständnis- und liebevoll an, dann wandte sich der Oberförster mit Appetit seinem Frühstück zu.

Irma hatte diensteifrig und geräuschlos die Kaffeetassen gefüllt und von dem Schinken, der neben ihr lag, feine Scheiben geschnitten. Geduldig wartete sie, bis ihr Mann mit ihr reden würde. Der stillte erst mit ein paar Bissen seinen Heißhunger, und nun erzählte er:

„Ja, ich war also kaum eine halbe Stunde von Hause weg, und es war eben ordentlich Tag geworden, da hörte ich von den Jägerbänken her einen Schuß. Ich dachte sofort an Brandes, rief deshalb Mentor zu mir, und wir schlichen, daß auch nicht ein Zweig knackte. Nah bei den Jägerbänken hebt der Hund auf einmal den Kopf, wittert, sieht mich an und führt mich quer durch den Wald, nach der Lichtung, wo ich neulich den Bock gesehen. Brandes hatte also richtig gewußt, daß das Tier dort austrat; hat es regelrecht auf dem Anstand geschossen! Dicht bei der Lichtung ist eine Grube, mehr als mannstief, dahinein hat er den Bock geschleppt und ist in aller Ruhe daran, ihn aufzubrechen. „Drauf Mentor, faß!" ruf' ich, und ehe er noch das Gewehr erreicht hat, ist der Hund schon drüben, packt den Kerl am Kittel und zerrt und beißt, und kugelt in dem unebenen Loch kopfüber mit ihm hin. Mentor war wie der Teufel — bis ich dachte, der Kerl habe genug. Habe aber den Hund kaum zur Ruhe bringen können."

„Und dann?" fragte Irma zitternd.

„Dann mußte mir der Spitzbube den Rehbock auf die Schulter nehmen, und so, immer mit dem knurrenden Hund daneben, sind wir zum Forsthaus gegangen und haben da den Bock abgegeben."

Der Oberförster lachte in Gedanken an den Sünder, der knirschend und widerwillig seinen Raub geschleppt. Irmas Gesicht aber war immer sorgenvoller geworden.

„Ist der Mensch eingesperrt?" fragte sie.

„Bewahre. Er lief, was er konnte, als ich ihm den Laufpaß gab. Jetzt machen wir eine Anzeige, und das übrige überlassen wir dem Gericht."

Der Oberförster war mit dem Frühstück fertig, er stand auf, nahm zunächst die Büchsen vom Stuhl und schloß sie in den Gewehrschrank. Auf einmal hörte er hinter sich Schluchzen. Irma saß am Tisch und weinte.

„Was ist denn los?" fragte er verblüfft, beunruhigt, ging zu ihr hinüber und hob ihr kleines, tränennasses Gesicht. Sie umklammerte krampfhaft die derbe Hand.

„Wenn dir etwas geschehen wäre! Wenn er dir auflauert! O du, du — daß du immer allein in den Wald gehst, und immer mit Gewehren hantieren mußt!"

Der Oberförster hätte sich denken können, daß das kam.

„Kreuzhimmelelement, bist du eine Jägersfrau!" brauste er auf.

Es ist eine harte Geduldprobe, wenn jemand, der nichts in der Welt mehr achtet, als Schneidigkeit, tagtäglich erfahren muß, daß gerade die, die er am höchsten schätzen möchte, keinen Funken davon besitzt.

Er hatte ihr mit guten und mit [illegible] Worten zugeredet, er hatte [illegible] Engelsgeduld erklärt, daß eine Flinte bei halbwegs verständiger Handhabung kein Unglück anrichten kann. Vergeblich. Irma tat immer noch, als ob ein königlich preußischer Forst die Gefahren eines Urwaldes berge, und vor Schießeisen, selbst wenn sie nicht einmal geladen waren, hatte sie eine heillose Angst.

„Hasenfuß du, dir darf man ja rein gar nichts erzählen. Da bleibt mir zur Unterhaltung schließlich bloß der Hund."

Halb mitleidig, halb ärgerlich noch klopfte er auf die zuckenden Händchen.

Nach einer Weile beruhigte sie sich. Der Oberförster ging nun an den Schreibtisch, um die Eingabe ans Gericht aufzusetzen. Die wollte er am Nachmittag dem Amtsrichter bringen. Irma war bald im Zimmer, bald in der Küche, ordnete und bastelte in emsiger Geschäftigkeit, ohne ihn zu stören. Als sie beim Mittagessen ihm gegenüber saß, waren die Spuren der Tränen verschwunden, sie war freundlich und heiter, aber er fand, daß sie blaß aussah.

„Du könntest mich nach der Stadt begleiten, des Spazierganges wegen," sagte er.

Irma nickte glücklich und dankbar. Kaum war der Tisch abgeräumt und kaum hatte der Hausherr bei einer Pfeife die Jagdzeitung durchgeblättert, da stand sie schon zum Ausgehen fertig vor ihm, in einem weißen Hütchen und duftigen Kleid. Der Oberförster vertauschte die leinene Hausjacke mit dem Uniformrock und setzte den grünen Filzhut mit dem königlichen Adler auf. Mentor, der merkte, daß es hinausging, umsprang das Paar bellend.

„So ein verwöhnter Hund will natürlich nicht zu Haus bleiben", sagte der Oberförster, öffnete die Tür, und das Tier schoß ausgelassen den breiten Weg hinab.

Der Oberförster und seine Frau gingen Arm in Arm. Es war ein herrlicher Tag, der Himmel blau, der Forst noch im ersten, lichten Grün. Irma zeigte ihre helle Freude über den schönen, kräftigen Bestand, der in der Gegend seinesgleichen suchte. Sie staunte über die Menge von Anemonen, die unter den Buchen wuchsen, sie achtete auf die Vögel, die hin- und wiederflogen, lachte über einen Hasen, der über den Weg sprang und verfolgte entzückt ein Eichhorn, das von Ast zu Ast kletterte. So, mit ihrer lieblichen Munterkeit, hatte sie ihm, der sich nie etwas aus Weibern gemacht hatte, vor zwei Jahren das Herz bezwungen. In Berlin hatte er sie auf der Hochzeit eines Vetters kennen gelernt, ein blutjunges Fräulein, das eben erst aus der Pension gekommen, und es war ihm, dem gewiß niemand nachsagen konnte, er sei poetisch veranlagt, bei ihrem Anblick ein Vers eingefallen: „Du bist wie eine Blume." Und da er lange Umschweife nicht liebte, wurde nach wenigen Wochen die Verlobung gefeiert und bald darauf auch die Hochzeit.

Er hatte den Schritt nicht bereut. Sein Hauswesen, eine ungemütliche Junggesellenwirtschaft früher, war behaglich und traulich, seit Irma darin schaltete. Hätte sie nur etwas Verständnis für sein Handwerk gehabt, es hätte ihm nichts zum Glück gefehlt.

„Da ist die Bank," sagte Irma jetzt, auf ein liebliches Plätzchen unter einer mächtigen Buche deutend. Gleich darauf traten sie aus dem Wald, vor ihnen lag das „Ausgebaut", eine Ansiedlung von Tagelöhnern und kleinen Ackerern. Nun ging es zwischen Gartenhecken und Obstwiesen her, und dann hatten sie die holperige Hauptstraße des Städtchens erreicht und standen vor dem Amtsgericht.

„Du brauchst nicht mit hinein," sagte der Oberförster. „Geh' zurück und warte auf mich bei der großen Buche, ich komme gleich nach."

Er trat in die Tür.

„Nein, Mentor, du bleibst bei der Frau."

Ueber die Schulter nickte er ihr noch einen Gruß zu. Irma ging mit Mentor langsam die Straße hinab. Jetzt war sie wieder an den Gärten und Obstwiesen und jetzt am Ausgebaut. Kein Mensch war in den ärmlichen Häuschen zu sehen, die Leute waren alle auf dem Felde. Doch nein — hinter dem letzten Hause, in einem Hof, in dem es wüst und verkommen aussah, stand ein Mann, der hatte den Fuß auf einen Hauklotz gestemmt und war daran, ein verrostetes Gewehr instand zu setzen. Als er der Frau und des Hundes ansichtig wurde, schüttelte er die Faust, die mit einem Zeugfetzen verbunden war.

Irma ging vorüber, ohne den Mann zu bemerken. Sie kam zu der Buche und setzte sich auf die Bank.

So wie sie aber keine Häuser mehr sah, und den Wind in den Kronen raunen hörte und die Blätter knistern und sich so ganz allein in dem Walde fühlte, kam die Furcht über sie. „Ich habe doch Mentor," tröstete sie sich, „und bis zum Ausgebaut sind's keine drei Minuten." Dann dachte sie, daß ihr Mann sie wieder Hasenfuß nennen würde. Er hatte recht, eine Jägersfrau sollte anders sein, der Hund war ihm ein besserer Kamerad. Der führte jedesmal einen Freudentanz auf, sobald sein Herr die Flinte umhing, der kannte nichts Höheres, als seinen Herrn auf die Jagd zu begleiten. Und sie — sie war ein einziges Mal mitgewesen, und — nie mehr, hatte sie gesagt.

Irma war sehr zerknirscht, als sie daran dachte.

Wen er wohl mehr entbehren würde, sann sie nach, sie oder Mentor? Er konnte mit dem Tiere wie mit einem Menschen reden. Und es fielen ihr alle die Lobsprüche ein, die er dem Hund gespendet, und daß er sich über sie oft hatte ärgern müssen. Ja, und er hatte gesagt: Wenn dem Tier ein Unglück geschähe, das wäre fast so schlimm, als wenn mir selbst etwas zustieße.

Irma fühlte sich sehr unglücklich. In der Tiefe ihrer demütigen Seele war sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Hund mehr für ihn wert sei.

Sie stand auf und ging abermals auf das Ausgebaut zu, dem Gatten entgegen. So gelangte sie an das Haus mit dem wüsten Hof.

„Mentor, wo bleibt dein Herr?" fragte Irma.

Mentor ist zehn Schritte voraus. Er bleibt stehen, späht aufmerksam nach der Richtung, aus der sein Herr kommen muß. Auch Irma wartet, blickt um sich. Da, fast neben sich, sieht sie einen Menschen, der hat das Gewehr an der Backe und zielt auf den Hund. Sie begreift: Brandes — er will sich rächen.

Schon spannt Brandes den Hahn, und jetzt — jetzt —

„Wenn dem Tier ein Unglück geschähe — —" hatte ihr Mann gesagt.

Da springt Irma hinzu und wirft sich mit aller Kraft auf den Menschen. Sie ist zu schwach, ihm das Gewehr zu entreißen, der Lauf verändert bei dem Anprall nur die Richtung. Ein Knall und Pulverdampf, Irma sinkt seufzend zusammen. Der Schütze aber, dem Entsetzen das Haar sträubt, läßt das Gewehr fallen und flieht nach dem Walde.

Doch einen Pulsschlag, ehe das geschah, war an der Wegbiegung der Oberförster aufgetaucht, und in gestrecktem Galopp war Mentor ihm entgegen gesprungen. Da kracht der Schuß. Mentor rennt zurück und dem Entfliehenden nach, um, noch ehe er ihn erreicht hat, abermals Kehrt zu machen und der Frau zuzueilen, die am Boden liegt, und von dieser hinweg wieder dem Oberförster entgegen. So macht er ratlos, keuchend und bellend mehrmals die Runde, bis sein Herr die Unglücksstätte erreicht hat.

Der stürzt neben der Reglosen nieder, an der nichts bemerkbar ist, als die Blässe des Gesichts.

„Irma, Irma, um Gottes willen, was war das?"

Da öffnet sie die Lippen, ihre Stimme klingt lallend:

„Brandes — er wollte den Hund — da wollt' ich ihm das Gewehr nehmen."

„Hilfe, Hilfe," schreit der Oberförster, „ein Unglück!"

Ein Junge, der nahebei gearbeitet, hat auch den Schuß gehört. Er ist schon zur Stelle.

„Junge, lauf ins Krankenhaus. Eine Bahre, der Doktor soll kommen. Schnell, schnell."

Der Junge läuft schon. Der Oberförster hält Irmas Oberkörper in seinen Armen. „Wo tut's weh, Irma?"

Keine Antwort, kein Lebenszeichen. Der Oberförster beugt sich über sie, öffnet ihre Kleider, reibt ihre kalten Hände. Mentor drückt sich winselnd an seinen Herrn; der merkt es nicht, denn er lauscht und wartet in atemraubender Angst. Da macht der Hund den Hals lang, hebt den Kopf gen Himmel und heult ... heult ... Schauerlich tönt es durch die Stille. Es klingt dem Manne wie eine Totenklage. Heiliger Gott, wenn sie stirbt, gar schon tot ist!

„Um einen Hund!" stöhnt er verzweifelt.

Und plötzlich faßt ihn ein Grausen vor dem Tiere, dessen Rettung er vielleicht mit dem Leben seines Weibes bezahlt hat. Er fühlt: er hat den Hund gern gehabt, sehr gern, aber fortan wird er ihm furchtbar sein. Er wird seinen Anblick nicht mehr ertragen können.

Der Oberförster erhebt sich schwerfällig prüft mit zitternden Fingern das Gewehr, das Brandes hat fallen lassen — es ist eine schlechte, alte Doppelbüchse — und er zielt — schießt. Lautlos stürzt Mentor zusammen. Der Oberförster aber, überwältigt von Ergriffenheit und Weh, sinkt zwischen dem toten Hunde und der bleichen Frau zu Boden.

„O du tapfere, arme Maus! Hundert-, tausendmal hätte ich den Hund für dich hingegeben."

Da ist es, als fliege ein leichtes Rot über ihre Wangen. Sie hat seine Worte verstanden — lebt! Zwar die Stimme klingt ihr noch wie aus weiter, weiter Ferne, aber — tapfer hat er gesagt. Sie schlägt die Augen auf — tiefes, seligstes Glück leuchtet darin — und lächelt ihn ganz munter und siegesstolz an. Und laut aufjubelnd hält der Oberförster sein mutiges, liebliches Weib umfangen

Ein Abenteuer.

Von Aemi Kindt.

Es war schon ein wenig spät am Tage.

Für nachtschwärmende Berliner allerdings noch zeitig genug, aber für solide Leute, zu denen die glücklich Verheirateten ebenfalls zu rechnen sind, in der Tat schon spät, denn es fehlte nicht viel an Eins.

Und die folgenden Zeilen handeln von einem glücklichen Verheirateten!

Infolge dieser gewohnheitsmäßigen chronologischen Auffassung beschleunigte denn auch Herr Ottokar Amberger in der Nähe des Spittelmarkts seine Schritte, um eine Pferdebahn zu erreichen, die ihn zu den häuslichen Penaten führen sollte. Aber soweit er sein Auge die feierlich blinkende Laternenreihe der endlosen Straße entlang schickte, so sehr er sein Ohr anstrengte, um das aufdringlich-selbstbewußte Gebimmel eines daherbrausenden Trains zu vernehmen — es blieb vorläufig erfolglos.

Einen Moment besann er sich, ob er nicht besser täte, den Kutscher dort drüben anzurufen, der mit seinem Pferd um die Wette schlief — aber sein besseres Selbst triumphierte, dieses nämliche Selbst, das Frau Charlotte während einer zehnjährigen Ehe in unverdrossener, mühevoller Arbeit zu jenen Tugenden herangebildet hatte, welche dem Weibe wohlgefallen, und unter denen die Sparsamkeit in Bezug auf Droschken nicht die geringfügigste war.

Und er wurde belohnt. Er bemerkte endlich weit hinten aus dem Dunkel des Straßenhorizontes eine gelblich glühende Kugel sich herausheben, die in einem Meer von schwarzer Tinte zu schwimmen schien und allmählich größer wurde.

Er kannte dieses Licht — in diesem Zeichen mußte er siegen. Es war ein Wagen der Strecke Alexanderplatz-Schöneberg, und zwar der letzte, der heute abgelassen wurde.

Fünf Minuten später sitzt Ottokar Amberger in einer Waggonecke, dicht bei der Ausgangstür. Das gleichmäßig-dumpfe Rollen der Räder, das monotone Klirren der Fensterscheiben und die ausdruckslose Stimme des Schaffners haben um diese Stunde eine entschieden einschläfernde Wirkung. Willenlos ergibt sich der Fahrgast dem träumerischen Reiz der Situation, die von einer Petroleumlampe melancholisch beleuchtet wird.

Er ist kein hervorragend schöner Mann, aber auch kein häßlicher. Er ist weder jung noch alt, nur augenblicklich sehr müde. Seit es Frau Charlotte einfiel, vor vierzehn Tagen, am Anfang des Oktober, noch ein südlich gelegenes Bad aufzusuchen, zu einer Zeit, wo der letzte ausgehungerte Sommerfrischler schon längst an die Brust der gewaltigen Nährmutter zurückgekehrt war, seit diesem Tage genießt Ottokar Amberger die Annehmlichkeiten einer verspäteten Strohwitwerschaft, die von Strapazen natürlich nicht frei sind.

Auch diesen Abend hat er wieder unter dem Zauber jener entzückenden Langeweile ausgekostet, die allen Strohwitwern eigentümlich ist. Er besuchte das Theater, spielte dann Skat und tröstete sich schließlich über den Verlust mehrerer Grands und eines unverlierbar scheinenden Null ouvert mit zehn Schoppen Pschorr-Bräu.

Ganz leise und allmählich sinken ihm die Lider über die Augen. Ihm ist jetzt außerordentlich behaglich zu Mute. Ihn beschleicht das dunkle, aber wohltuende Gefühl, als sei die Strohwitwerschaft, geschmückt mit den Insignien des verfügbaren Hausschlüssels und ihrem absoluten Manko an allem, was „Gardinenpredigt" heißt, die einzig menschenwürdige Existenzform, und er preist sich glücklich, daß bei seiner Charlotte die Kur so vortrefflich anschlägt.

Plötzlich aber stößt er in seinem Halbschlummer einen Seufzer aus. Ihm flog etwas durch die Gedanken — ein unerfüllter Wunsch, der noch zu seinem Glücke fehlt.

Denn es war kein Zweifel, es gab in diesen ungebundenen Strohwitwertagen mancherlei, was außer der verlängerten Stammstunde des Begehrens wert erschien. So waren da beispielsweise schmale, in ein liebenswürdig diskretes Dämmerlicht gehüllte Pfade, die von der standesamtlich beglaubigten, aber langweiligen Straße seitab führten, und die der Kenner niemals ohne einen gewissen, ahnungsvollen Schauder zu betreten pflegte.

Für Ottokar Amberger jedoch hatte sich bisher kein derartiger Weg geöffnet. Vielleicht hatten seine Augen, noch geblendet von dem intensiven Glanz, den Frau Charlotte sonst ausströmte, die Wegweiser übersehen!

An dem Stammtisch in diesem Sommer wußten die Strohwitwer über ihre abenteuerlichen Fahrten immer Wunderdinge zu berichten. Er war zwar überzeugt, daß hier und da eine etwas kühne Erfindungsgabe und die Freude an gepfefferten Pointen den nüchternen Tatbestand unterstützte, aber er selbst hatte bei solchen Gelegenheiten ja überhaupt nichts zu erzählen gehabt, und in dem durchbohrenden Gefühle einer vollendeten Schuldlosigkeit die Schilderungen der anderen über sich müssen ergehen lassen.

Nicht die kleinste Versuchung war ihm bisher begegnet, wahrhaftig, nicht die allerkleinste! Und wenn er auch darauf geschworen hätte, daß seine Tugend jedem Angriff getrotzt haben würde, so wäre er dem Schicksal für eine diesbezügliche Anfrage doch aufrichtig dankbar gewesen.

Mit einem Mal fährt er aus seinen Träumereien in die Höhe. Ein aussteigender Passagier, der ihn zuvorkommend auf den Fuß getreten, hat ihn in die Wirklichkeit zurückgerufen. Ottokar Ambergers Mund murmelte eine Verwünschung und seine Blicke gleiten durch den Waggon. Hier befinden sich nur noch zwei Personen. Dort hinten eine ältere, korpulente Dame mit schwarzen Handschuhen und einer riesigen Hutschachtel und ihm gegenüber in der anderen Ecke — —

Alle Donner und Wetter, das nenn' ich einmal ein Gesicht!

Er starrt durch seine goldene Brille auf diese interessante Erscheinung, die er früher nicht bemerkt hat und die jetzt wie hingezaubert vor ihm sitzt.

Klassisches Profil, weiche, runde Linien und zwei große, schöngeschnittene, braune Augen. Dazu eine ebenso prunklose als geschmackvolle Toilette. Nichts Ueberladenes, nichts Gesuchtes. Eine vornehme Einfachheit umfließt die Gestalt!

Und je länger Ottokar Amberger betrachtet, um so eifriger beschäftigen sich seine Gedanken. Wer mag sie sein? Diese nächtliche Stunde und der Mangel jeglicher Begleitung lassen der Kombination den weitesten Spielraum.

Ah — jetzt sieht sie ebenfalls herüber. Wahrhaftig, aus diesen Augen züngelt ein Feuer, welches die Vorsätze des respektabelsten Strohwitwers verzehren könnte.

Ottokar Ambergers Herz schlägt schneller, eine merkwürdige Unruhe bemächtigt sich seiner. Anreden oder Nichtanreden, das ist hier die Frage!

Noch ein kurzes Zögern, dann eine Art Phantasmagorie, die ihm schattenhaft den drohend erhobenen Finger einer bekannter Hand zeigt, und schließlich ein Entschluß, vor dem sein besserer Genius sich zartfühlend abwendet.

„Wundervoller Abend heut!" sagt er plötzlich mit einer Stimme, die etwas heiser klingt.

Sein Gegenüber sieht ihn an, in den Augen ein verwundertes Staunen, um den Mund ein halbes Lächeln. Dann nickt sie, aber sie nickt nur aus Höflichkeit.

Ottokar Amberger lehnt sich, ein wenig enttäuscht, in seine Ecke zurück. Antworten hätte sie doch zum mindesten können! In der Behandlung derartiger Probleme ist er offenbar kein Meister!

Da, gleichsam im flüchtigen Vorbeihuschen, trifft ihn zum zweiten Male ein Blick von ihr. Seine Unruhe wird größer und angestrengt sucht er nach dem nächsten Geschoß. Unaufhaltsam donnert der Wagen vorwärts. — Häuser, Bäume und blitzende Flammen stürmen die Fenster entlang — wenige Minuten und die Potsdamer Brücke wird erreicht sein. Ottokar Amberger aber sucht noch immer.

Da — er will gerade anfangen an seiner strohwitwerlichen Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln — kommt ihm der Zufall zu Hilfe. Der Zufall, dieser größte und geschickteste Vermittler der Welt!

Zu Füßen seines reizenden vis-à-vis nämlich entdeckt er etwas Weißes. Er hebt es auf und reicht es mit einer höflichen Verbeugung herüber.

„Verzeihen Sie, ist das vielleicht Ihre Fahrkarte?"

Jetzt gewinnen ihre Augen einen schelmischen Ausdruck, sie lächelt verführerisch.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, aber es ist nicht meine Fahrkarte!"

Gott sei gelobt — der Bann wenigstens ist gebrochen. Nun müssen die Sturmleitern angelegt werden.

Ottokar Amberger hat an diesem Abend Glück. An der Potsdamer Brücke, die man erreicht, steigt die alte korpulente Dame mit den schwarzen Handschuhen und der Hutschachtel aus.

Jetzt ist er allein mit ihr. Und jetzt entwickelt er in der Kunst der Unterhaltung eine Meisterschaft, von der sich Frau Charlotte schwerlich hätte träumen lassen!

Allerdings trägt er bei dieser Konversation die Kosten so ziemlich selbst, denn die reizende Unbekannte zahlt nur mit der geringsten landläufigen Münze, mit Ja oder Nein.

Aber das gerade feuert ihn an, die distinguierte Zurückhaltung vor ihm durch den Zauber seiner Rede zu besiegen. So gut wie heut hat er noch nie gesprochen. Und während ihre Augen an seinen Lippen hängen, erzählt er von seinen Reisen und den bevorstehenden Vergnügungen der Wintersaison, er läßt die Konzerte Revue passieren und kommt vom Corps de Ballet auf die Kunstausstellung — kurz, er scheint unerschöpflich.

Nur eins hätte ihn genieren können.

Draußen auf der Plattform des Wagens lehnt die massive Gestalt des Schaffners und betrachtet die beiden mit einer stillen, kaltblütigen, verständnisvollen Miene. Aber Ottokar Amberger ist nicht der Mann, sich in seinem Glück durch die Miene eines Schaffners stören zu lassen, er ignoriert ihn einfach und widmet sich mit doppeltem Eifer seinem schönen Ziel.

Und weiter fliegt der Wagen. Schon ist der Botanische Garten erreicht und man nähert sich dem Weichbilde Berlins. In kurzem wird man an der Endstation Schöneberg anlangen, wo die junge Dame, wie Ottokar Amberger soeben durch ein allerliebstes Ja erfährt, aussteigen wird.

Selbstverständlich erheischt es dann seine Ritterpflicht, sie in der dunkeln, abgelegenen Gegend nicht allein zu lassen, sondern ihr die Begleitung anzubieten. Das ist unter solchen Umständen etwas so durchaus Natürliches, daß er sich wundern müßte, wenn es anders wäre. Und vor seiner Seele taucht ein Stammtisch auf und er sieht sich selbst, den verspäteten Strohwitwer, dort das Wort ergreifen und eine Geschichte vortragen, welche die Korona mit Neid und Bewunderung erfüllt.

Ein dumpfer Krach — der Wagen hält.

„Schöneberg — Schloßpark!", ruft der Schaffner.

Man erhebt sich und Ottokar Amberger will soeben die entscheidende Frage bezüglich der Begleitung tun, als ihm etwas einfällt. Er hat über seinen oratorischen Bemühungen ja gänzlich vergessen, eine neue Fahrkarte zu lösen. Seine jetzige war an der Potsdamer Brücke abgelaufen. Schnell zieht er das Portemonnaie und wendet sich an den Schaffner.

„Ich bin noch fünfzehn Pfennig schuldig!"

„Lassen Sie nur", erwidert dieser, „das Geld schenk' ich Ihnen!"

Ottokar Amberger scheint nicht recht gehört zu haben.

„Wie sagten Sie?"

„Ich schenke Ihnen das Geld!"

„Sie — — — schenken — — — mir — — — und darf ich fragen — weshalb?"

„Weil Sie" — antwortet der Beamte, während ein anmutiges Lächeln seine Lippen umspielt, „weil Sie — meine Frau so gut unterhalten haben!"

Hinter sich vernimmt der unglückliche Strohwitwer das Rauschen eines Frauengewandes und ein silberhelles Lachen. Dann stürzt er entrüstet und enttäuscht in die Nacht hinaus.

Den nächsten Abend am Stammtisch trank Ottokar Amberger gegen seine Gewohnheit drei Champagnercognaks. So elend wie heut war ihm lange nicht zu Mute gewesen.

Der Tee in Europa.

Vor 250 Jahren war der Teekonsum, dem wir heute in allen Ländern der gemäßigten Zone und darüber hinaus begegnen, noch eine große Seltenheit. Thomas Garway, Tabakshändler und Kaffeewirt in London, war der erste, der nachweislich Tee in Europa verkaufte, und den er als Mittel gegen alle Krankheiten anpries. Es ist eine seiner gedruckten Anpreisungen vorhanden, welche in der Uebersetzung lautet:

„Das neue Getränk „Tee" ist jetzt in England, und zwar bei mir in Blättern um 6 Lstrl., auch wohl zu 10 Lstrl. das Pfund zu haben. Er wird wegen seiner Seltenheit fast nur bei königlichen Gastmählern gereicht und ist etwas ganz Köstliches. Auch machen die hohen Herren sich Geschenke damit."

Eine wahrscheinlich ebenfalls von Garway herrührende Zeitungsnotiz vom Jahre 1657 lautet:

„Der Teehändler Thomas Garway hat eine große Menge des seltenen Tees an sich gebracht und verkauft ihn sowohl in Blättern als auch abgekocht, und zwar nach der Anweisung der erfahrensten Kaufleute, die in östlichen Ländern gereist sind. Mittelst seiner Kenntnis, Sorgfalt und Industrie weiß sich besagter Garway stets den besten Tee zu verschaffen und ihn aufs beste zu bereiten, daher so viele Edelleute, Aerzte und Kaufleute nach seinem Tee schicken oder auch zu ihm kommen, um davon zu trinken. Er verkauft ihn von 16 bis 15 Schillingen das Pfund."

Wahrscheinlich wurde der Gebrauch des Tees in Familienkreisen nicht früher allgemein als im Jahre 1687, denn in einem Tagebuche des angesehenen Grafen Clarendon aus dieser Zeit heißt es: „Pater Coplet speiste abends bei mir. Nach dem Abendessen hatten wir Tee, den er, wie er sagte, völlig so gut fand, wie irgendeine Sorte, die er in China getrunken hat." Erst in verhältnismäßig späterer Zeit hat dann der Tee Eingang in Deutschland gefunden.

— Zeitgemäß. — Lenchen sah ihren Bräutigam treuherzig an und mit einer Krokodilsträne im Auge sagte sie:

„Ich muß dir deine Geschenke wieder zurückgeben, Artur; denn ich bin mir jetzt klar darüber geworden, daß ich einen anderen liebe und ich habe mich bereits mit ihm verlobt."

„So," sagte bestürzt der kaltgestellte Jüngling, „was soll ich denn mit den Sachen anfangen?"

„Ich werde meinem neuen Bräutigam sagen, er soll sie dir abkaufen."

Jubiläumsjahr.

Das laufende Jahr erinnert an viele wichtige Entdeckungen.

Das Jahr 1918 bringt uns die Jubiläen einer ganzen Reihe bedeutender Entdeckungen und Erfindungen, deren wir uns als Marksteine der menschlichen Kultur dankbar erinnern sollen. Mehrere Erfindungen sind zwar durch andere längst überholt worden und haben für uns somit mehr geschichtliches Interesse, aber wir müssen sie als Stufen der geistigen Entwicklung der Menschheit würdigen.

Der älteste Jubilar unseres Jahres dürfte wohl die Seekarte des Pietro Vesconte sein, die 1718 entworfen wurde. Sie ist die älteste datierte Seekarte überhaupt und von größtem geschichtlichen Wert.

Das Jahr 1518 kann man zunächst als das Geburtsjahr der neueren Feuerspritze bezeichnen, indem damals Anton Platner in Augsburg diesem Feuerlöschgerät den ersten Windkessel zufügte und es so eigentlich erst leistungsfähig machte.

Ferner stellte in jenem Jahre der berühmte italienische Maler und Erfinder Leonardo da Vinci seine experimentellen Versuche über das Wesen der Reibung an, und zwar nicht nur über die gleitende, sondern auch über die drehende, die für die Physik von grundlegender Bedeutung werden sollte.

350 Jahre sind es her, seit der Tübinger Professor Philipp Apian, der erste Topograph der neuen Zeit, seine 24 „bayerischen Landtafeln" verfertigte, die zweifellos das topographische Meisterwerk des 16. Jahrhunderts sind.

Das Jahr 1618 bescherte der Welt das Perspektiv für zwei Augen, also den heute üblichen Feldstecher, der eine Erfindung des Holländers Lippersthei ist.

Ferner entdeckte Johann Kepler sein drittes astronomisches Gesetz über die Umlaufszeit der Sterne. Ebenfalls eine astronomische Entdeckung verdanken wir dem Jahre 1718: Edmund Halley erkannte die Eigenbewegung der Fixsterne.

Nicht minder wichtig aber wurde es, zum mindesten für den Handel und den Staatshaushalt der Länder, daß der Finanzmann John Law im gleichen Jahre die Banknote erfand.

Auch die bekannten Hoffmannschen Tropfen, die aus drei Teilen Weingeist und einem Teil Aether bestehen und von dem Mediziner Friedrich Hoffmann zuerst hergestellt wurden, können dieses Jahr ihr dreihundertstes Jubiläum feiern.

Erst hundert Jahre alt ist dagegen die Entdeckung der Diphtherie durch Pierre Bretonneau, der zugleich auch die Alaunbehandlung und den Luftröhrenschnitt zur Bekämpfung dieser Krankheit in die Medizin einführte.

Auch die Erfindung des kupfernen Zündhütchens ist gleich alt; es wurde 1818 von Joseph Egg in London erstmals hergestellt. Das Jahr 1818 ist auch das Geburtsjahr der Tiefseeforschung, die von dem englischen Seeoffizier John Roß angebahnt wurde.

Auch die erste einwandfreie Multiplikationsmaschine wurde vor hundert Jahren von Thomas in Colmar konstruiert.

Fünfzig Jahre sind seit der Erfindung der ersten mit Druckluft betriebenen zahnärztlichen Bohrmaschine von G. F. Green verflossen, seit dem Erlaß der ersten Quarantäne-Vorschriften aufgrund der Seuchen-Forschungen des Franzosen Sulpice Antoine Fauvel und seit der Entdeckung der Ursachen der Blutvergiftung durch Ernst von Bergmann und Oswald Schmiedeberg.

Riesenverkehr in Berlin.

Von dem Verkehr, der in der Silvesternacht in Berlin herrschte, gibt die Frequenz auf der Hoch- und Untergrundbahn Zeugnis. Während in der Silvesternacht des Jahres 1916—17 auf der Hochbahn 231,000 Personen befördert wurden, haben in der letzten Silvesternacht 431,000 Personen, somit 200,000 Personen mehr, die Hoch- und Untergrundbahn benutzt. Die elektrischen Straßenbahnen wiesen gleichfalls einen bedeutenden Verkehr auf.

Praktische Schweizer.

In einem Schulhause in Baden (in der Schweiz) ist jüngst eine Heizanlage dem Betrieb übergeben worden, welche die Heizfrage auf ebenso geniale wie einfache Weise löst. Es handelt sich um eine Warmwasserheizung, zu welcher die überschüssige Nachtkraft des Elektrizitätswerkes benutzt wird. In einem mit einer Wärmeisolierschicht umgebenen Wasserhälter, der 15,000 Liter Wasser faßt, sind elektrische Widerstände eingebaut worden, die während der Nacht das Wasser auf 110 Grad Celsius zu erhitzen vermögen. Offenbar hat man es hier mit einer Neuerung zu tun, welche in bezug auf die Heizfrage neue Wege vorzeigt, um so mehr als es sich um die Verwendung der bisher unbenützten elektrischen Nachtkraft und ihre Umwandlung zum Gebrauche während des Tages handelt.